

#### Zitierhinweis

Maase, Kaspar: Rezension über: Alexa Geisthövel / Bodo Mrozek (eds.), Popgeschichte. 1: Konzepte und Methoden, Bielefeld: transcript, 2014, in: Neue Politische Literatur, 59 (2014), 2, S. 344-346, DOI: 10.15463/rec.1189740816, heruntergeladen über Website

**neue politische literatur**

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

#### copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Beachtung gefunden; wer hieran anschließen möchte, sollte dieses Buch zu Rate ziehen – trotz zu vieler und zudem nur lückenhaft aufgelöster Abkürzungen und der teils umständlichen Gliederung, die das Buch nicht eben zu einem Lesevergnügen machen.

Konstanz

Martin Rempe

## Popkultur

*Geisthövel, Alexa/Mrozek, Bodo (Hrsg.): Popgeschichte, Bd. 1: Konzepte und Methoden, 274 S., transcript, Bielefeld 2014.*

*Mrozek, Bodo/Geisthövel, Alexa/Danyel, Jürgen (Hrsg.): Popgeschichte, Bd. 2: Zeithistorische Fallstudien 1958–1988, 378 S., transcript, Bielefeld 2014.*

Mit 27 Aufsätzen in zwei Bänden treten Zeithistoriker und Zeithistorikerinnen (ergänzt durch einige historisch arbeitende Kulturwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen verschiedener Disziplinen) an, um in den *cultural turn* ihres Faches jetzt auch die moderne, kommerzielle Populärkultur einzubeziehen. Im Wesentlichen handelt es sich um Beiträge der Tagung „PopHistory“, die das Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung im Herbst 2011 ausrichtete. Hinter der Initiative steht die Überzeugung, „dass sich Gesellschaften der Zeitgeschichte nach 1945 kaum mehr verstehen lassen ohne die Sphäre der Popkultur und deren Mechanismen“ (Bd. 1, S. 12). Es geht also nicht um die Geschichte eines begrenzten Phänomens, sondern darum – durch intensivere Untersuchung der Dynamiken populärer Unterhaltung und Vergnügung – eine zum Verständnis der gesellschaftlichen Entwicklung insgesamt unverzichtbare Forschungsperspektive auszubauen.

Letztlich zielt das Unternehmen auf ein erweitertes Verständnis des Politischen und fügt damit den Ansätzen einer „Kulturgeschichte des Politischen“ gewissermaßen die Perspektive historischer Alltagsakteure hinzu. Popkultur bilde einen „Kommunikationsraum, in dem große Teile der Gesellschaft über ihre Bedürfnisse verhandeln und in dem daher Politik gemacht wird“ (Bd. 1, S. 13). Beispiele dafür seien „die Bedeutung von Klängen und Bildern für die Erinnerungskultur, die performative Bildung geschlechtsspezifischer Rollenbilder (und ihre Infragestellung), die Etablierung sexualisierter symbolischer Praktiken und

deren Einfluss auf die öffentliche Moral und die Grenzen des Sag- und Zeigbaren [...] wie die Produktion und Rezeption neuartiger Medientechniken und Konsumgüter“ (Bd. 1, S. 12).

Die Gegenstandsbestimmung wirft zwei Fragen auf. Erstens: Warum „Pop“ und nicht „Populär“ oder „Massenkultur“? Die Antwort der Herausgeber ist klar: Popkultur sei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden; sie führe Linien der vorangehenden industriegesellschaftlichen Massenkultur fort, aber eben auch zu einer neuen Qualität zusammen, wozu sowohl Globalisierung und Liberalisierung nach dem Zweiten Weltkrieg als auch spezifisch kulturelle Umwälzungen beigetragen hätten. Das wird veranschaulicht an der mit dem Rock’n’Roll beginnenden Neukonstituierung populärer Musik als Kraftzentrum jugend- und bald auch gegenkultureller Sozialisation und Intervention. Man könnte zuspitzen: Pop ist die Periode der Massenkultur, die im Zuständigkeitsbereich der Zeitgeschichte liegt.

Zweitens: Mit welchen theoretischen Instrumenten soll die analytische Vermittlung zwischen den empirischen Phänomenen höchst unterschiedlicher Art und der Sphäre des Politischen geleistet werden? Die Herausgeber gehen davon aus, dass Populärkultur „im akademischen Feld [...] oft übertheoretisiert und empirisch unterforscht“ (Bd. 1, S. 8) sei. Der Rezensent sieht keinen Grund, dem zu widersprechen; weist doch die historiographische Karte der Massenkultur und ihrer Nutzungen peinlich viele weiße Flächen auf. Und wirklich wollen eine ganze Reihe der hier vorgelegten empirischen Studien unser Wissen erweitern, indem sie begrenzte populärkulturelle Zusammenhänge aus den Quellen darstellen; sie bleiben relativ nahe an ihrem Gegenstand, ohne systematische Verknüpfungen mit der allgemeinen Kultur- oder gar Gesellschaftsgeschichte zu entwickeln.

Die Aufsätze behandeln den Zeitraum zwischen 1958 und den späten 1980er Jahren: die westdeutsche Bill Haley-Tournee 1958 (Thomas Grotum), die französische „Ye-ye“-Begeisterung der 1960er Jahre (Florence Tamagne), Swinging London (Anna Braun) und Ostberliner Beatfans (Thomas P. Funk) in den 1960ern, das „Freeform Radio“ in den USA (Thomas Schopp), die Performanz schwarzer Weiblichkeit im Motown-Kontext (Martin Lütke), die Herausbildung von Diskotheken in der Bundesrepublik (Klaus Nathaus), die Bedeutung der Maxi-Single im New York der 1970er Jahre (Jens Gerit Papenburg), die Regulierung von Diskotheken in der DDR (Thomas

Wilke), das Verhältnis des *notting hill carnival* zu Pop (Sebastian Klöß), Folk- und Protestsongs im Popsystem (Rebecca Menzel), Körper-Ästhetisierung zwischen Martial Arts und Popmusik (Marcel Streng), Emotionen in der frühen deutschen Punkszene (Henning Wellmann), die Etablierung von „World Music“ als Marktkategorie (Glaucia Peres de Silva), Pop als distinktiver intellektueller Selbstentwurf (Nadja Geer) und Plattenhüllen als Quellen der Zeitgeschichte (Kalle Laar).

Die Beiträge zu „Konzepten und Methoden“ projizieren zum einen etablierte Forschungsparadigmen auf die Popkultur: Gender (Uta G. Poiger), Generationalität (Lu Seegers), Subkultur (Bodo Mrozek), Klang- und Technikgeschichte (Heike Weber), Emotionen (Henning Wellmann), Inszenierungen von Erinnerung (Thomas Lindenberger/Heiner Stahl). Unter der Frage nach Pop und Politik geht Detlef Siegfried vorrangig auf explizite Positionierungen von Popmusik und -literatur zwischen 1960 und 2000 ein; allgemein sieht er eine Veränderung des Verständnisses vom Politischen überhaupt in Gang gebracht durch (populär- und gegenkulturell angestoßene) öffentliche Debatten über Fragen der bis dato als privat geltenden Lebensführung wie Sexualität(en) und Geschlechterverhältnissen.

Zwei Ansätze scheinen dem Rezensenten besonders innovativ für die Aufgabe, konkrete Phänomene analytisch mit sozialen Strukturierungen zu verknüpfen. Klaus Nathaus entwickelt das Konzept eines anbieterorientierten Zugriffs auf die historische Entwicklung der Populärkultur, auf die Formierung ihrer Publika und die Wahrnehmung von Grenzüberschreitungen. Der von ihm vertretene „Production of Culture“-Ansatz fordert auf ausgesprochen produktive Weise den in den *cultural studies* hochgehaltenen Primat der aktiv Bedeutungen schaffenden Rezipienten heraus.

Alexa Geisthövel schließt an poststrukturalistische Debatten zur Subjektivierung an. Ihre zentrale Kategorie der historisch sich verändernden „Selbstverhältnisse“, in denen Menschen ihre „Selbstbildung“ praktizieren, führt zu einer ebenso einleuchtenden wie empirisch konkretisierbaren Forschungsfrage, um Individuen und Gesellschaft analytisch zusammenzuführen: Welche „Möglichkeiten, ein Verhältnis zu sich selbst zu gewinnen, es zu pflegen, zu behaupten oder zu verändern“ (Bd. 1, S. 177) hat welcher Umgang mit welchen populärkulturellen Phänomenen in welchen Kontexten in welcher Hinsicht (Geschlecht, Altersgruppe, Ethnizität, Klasse etc.) eröffnet und nahegelegt? Weiter skizziert Geisthövel die Hypothese, „Lebenssteigerung“ als

eines der großen kulturellen Motive europäischer Moderne durchziehe auch die Populärkultur. Deren Produkte und Praktiken werden aus dieser Perspektive anschließbar an historisch wechselnde Formationen und Konstellationen von „Zeitgeist“ oder „Mentalität“ zwischen den Polen vitalistischer beziehungsweise narzisstischer Romantik und neoliberaler Selbstoptimierung.

Kulturtheoretisch greifen die Beiträge meist, mehr oder minder explizit, auf Kategorien und Paradigmata der *cultural studies* zurück. Arbeiten aus anderen Disziplinen, die Populärkulturgeschichte erforschen (Europäische Ethnologie, Medien-, Literatur- oder Kommunikationsgeschichte) werden nur ausnahmsweise zur Kenntnis genommen. In diesem Zusammenhang irritiert eine Unausgewogenheit im vorgelegten Projekt: Dem programmatisch vorangestellten weiten Verständnis des Untersuchungsgegenstandes, der noch über die Unterhaltungsmedien hinaus Mode und andere Bereiche des Konsums umfassen soll, steht gegenüber, dass nicht nur die Fallstudien, sondern auch die konzeptionellen Beiträge sich in Empirie und Argumentation weitgehend auf die Entwicklung der populären Musik beziehen. Fernsehen, Film, Schausport, Werbung, populäre Lesestoffe: Fehlanzeige. Auch die Argumentation, inwiefern Popkultur sich seit den 1950er Jahren herausgebildet habe, folgt der Meistererzählung zur Geschichte der Popmusik.

Nun spricht wirklich einiges für die These, dass die Musik mit ihrer besonderen Fähigkeit, Menschen emotional und körperlich anzusprechen, gerade unter Fragestellungen wie der nach Selbstverhältnissen als in gewisser Hinsicht einflussreichste populäre Kulturpraxis der jüngeren Vergangenheit gelten kann. Und zweifellos ist dieses Feld dank der Vorarbeit von Musikwissenschaftlern und -soziologen wie Simon Frith und Peter Wicke (um nur zwei herausragende zu nennen) vergleichsweise gut analytisch durchdrungen. Doch kann dies nicht begründen, dass weite Bereiche des populärkulturellen Mainstreams faktisch draußen bleiben.

Wer als seinen Forschungsgegenstand „Pop“ definiert und damit einen Quellenbegriff aufnimmt (Bd. 1, S. 16f.), der muss sich damit auseinandersetzen, was unter der Bezeichnung bereits in den Köpfen ist. So grenzen sich die Herausgeber zumindest in einer Fußnote ab „von jenen essentialistischen Besetzungen des Pop-Begriffs, die im jüngeren Popdiskurs (bzw. Diskurspop) oftmals anklingen, wenn Pop als eine Art Prädikat für besonders avantgardistische oder politisch korrekte

Gegenwartskunst verwendet und gewissermaßen als Programm verstanden wird“ (Bd. 1, S. 19). Und Nadja Geer (Bd. 2, S. 337–360) arbeitet kritisch die Entwicklung von Pop als intellektuell-alternativer Diskurs- und Lebensstil in deutschen Intellektuellenszenen heraus, die auf Populäres höchst selektiv und primär mit Distinktionsinteresse zugegriffen. Pop wird an dieser Stelle definiert als Maximalabstand zum Mainstream. Im Blick auf die Auswahl der Forschungsgegenstände in den Fallstudien fragt man sich allerdings, ob die programmatisch zurückgewiesene normative Einengung des Populären zu Pop durch die Hintertür der kulturellen Präferenzen der Autorinnen und Autoren wieder in die „PopHistory“ zurückkommt. Das würde die Erwartungen, die man nach diesem gleichermaßen gewichtigen wie anregenden Opening haben darf, doch nicht unerheblich einschränken.

Tübingen

Kaspar Maase

### **Zwischen new age und Pragmatismus**

*Zelko, Frank: Greenpeace. Von der Hippiebewegung zum Ökokonzern, 358 S., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014 (engl. 2013).*

Greenpeace ist wohl eine der weltweit bekanntesten ‚Marken‘ des Umweltschutzes. Die direkten Aktionen dieser Gruppe, stets in einer sorgsam hergestellten Medienöffentlichkeit nach dem Schema des Kampfes von David gegen Goliath inszeniert, sind teilweise tief ins kollektive Gedächtnis eingedrungen. Zu diesen Erinnerungen gehören todesmutige Blockadeversuche von Walfängern auf hoher See, Schutz von Sattelrobben-Babys vor dem Abschachten, die Aktionen gegen die Versenkung der Ölplattform Brent Spar in der Nordsee und jüngst die waghalsigen Aktivitäten gegen russische Ölbohrungen in der Arktis, die einige Greenpeace-Aktivisten in russische Gefängnisse brachten. Wie in so vielen anderen Fällen aus dem Bereich der NGOs war die Geschichte von Greenpeace bislang vor allem ein Sujet für Sympathisanten oder die eigene Marketing-Abteilung. Angesichts ihrer Bedeutung wurde es Zeit, dass sich ein professioneller Umwelthistoriker dieser Geschichte annahm. Dies hat nun Frank Zelko übernommen, der an der Universität von Vermont lehrt. Seine 2013 auf Englisch erschienene Studie liegt bereits jetzt in deutscher Sprache vor, ergänzt um ein Kapitel zur Entstehung von Greenpeace Deutschland.

Zelko widmet sich der Vor- und Entstehungsgeschichte von Greenpeace als einer ursprünglich in Westkanada beheimateten lockeren Gruppe von Friedens- und Umweltaktivisten. Der Schwerpunkt der Studie liegt deutlich auf dieser Vorgeschichte bis in die frühen 1970er Jahre und konzentriert sich auf die Aktionen und Entwicklungen der in Vancouver ansässigen Kerngruppe. Nur wenige Seiten widmet der Autor der Internationalisierung von Greenpeace ab circa 1975. Insofern führt der deutsche Untertitel den Leser in die Irre. Die Entstehung eines „Ökokonzerns“ wird nicht beschrieben. Vielmehr konzentriert sich der Autor auf die Entmythologisierung der Ursprünge und nimmt im Wesentlichen die Binnenperspektive ein. Zelkos Studie beruht auf internen Dokumenten und einer großen Zahl von Zeitzeugeninterviews und Selbstzeugnissen – diese Materialien bestimmen auch den Duktus der Darstellung.

Das Buch bietet eine Reihe aufschlussreicher Erkenntnisse. Greenpeace entstand als sich zunehmend verfestigende Plattform für Kampagnen-Aktivisten. Zur Vorgeschichte gehört das bis in die frühen 1960er Jahre zurückreichende friedenspolitische Engagement der Gründergeneration um Irving Stowe und Jim Bohlen, die bereits zu dieser Zeit mit kleinen Booten direkte Aktionen gegen US-amerikanische Atomwaffentests im Pazifik planten und von einer neuen, internationalen Friedensordnung träumten. Eine lockere organisatorische, wenn auch kurzlebige Form bekam die Gruppe mit dem sogenannten „Don't make a Wave Committee“, das 1969 bis 1971 eine Kampagne gegen US-Atombombentests auf der Insel Amchitka durchführte. Dabei avancierte ein Schiff namens Greenpeace zum zentralen Symbol, das über Monate an der kanadischen Westküste tourte und von dem aus die Gruppe medial zunehmend beachtete Aufklärungsarbeit betrieb. Am Ende stand die Gründung der Greenpeace Foundation sowie die Öffnung hin zu Umweltthemen. Umweltschutz dominierte endgültig ab etwa 1974, als zunächst Antiwalfang-Kampagnen und später die Sattelrobbenjagd das öffentliche Profil der Gruppe prägten. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre fand Greenpeace in Nordamerika und Europa viele Nachahmer. Zelko beschreibt, wie die westkanadische Gruppe dabei immer mehr Einfluss verlor und am Ende, 1979, Greenpeace International mit stark europäischer Prägung in Amsterdam aus der Taufe gehoben wurde – nun dominiert von David McTaggart, der bereits 1972 und 1973 weltweit beachtete direkte Aktionen